

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 6=26 (1860)

Heft: 21

Artikel: Betrachtungen über einige Erscheinungen in der letzten italienischen
Kampagne

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-92942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schweizerische Militärzeitung erscheint in wöchentlichen Doppelnummern, und zwar jeweilen am Montag. Der Preis bis Ende 1860 ist franco durch die ganze Schweiz Fr. 7. — Die Bestellungen werden direct an die Verlagsbuchhandlung „die Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung in Basel“ adressirt, der Betrag wird bei den auswärtigen Abonnenten durch Nachnahme erhoben. Verantwortliche Redaktion: Hans Wieland, Oberst.

Abonnements auf die Schweizerische Militärzeitung werden zu jeder Zeit angenommen; man muß sich deshalb an das nächstgelegene Postamt oder an die Schweighauser'sche Verlagsbuchhandlung in Basel wenden; die bisher erschienenen Nummern werden, so weit der Vorrath ausreicht, nachgeliefert.

Betrachtungen über einige Erscheinungen in der letzten italienischen Campagne.

(Fortsetzung.)

In der letzten italienischen Campagne stunden sich zum erstenmal beide Infanterien durchweg mit dem gezogenen Gewehre bewaffnet entgegen. Die Resultate desselben sind daher einer nähern Betrachtung wohl werth.

Man erzählt sich, der Kaiser Napoleon habe, während er sich mit den Vorarbeiten für die italienische Campagne beschäftigte hätte, eines Tages den greisen Jomini konsultirt über den Einfluß, den die gezogene Handfeuerwaffe auf die Kriegsführung ausüben dürfte. Jomini habe ihm erklärt, er glaube, in der Hauptsache werde Alles beim Gleichen bleiben; das Feuergefecht werde zwar auf weitere Distanzen eröffnet werden können, allein so bald man sich auf 200 Schritte genähert habe, sei die Ueberlegenheit der gezogenen Waffe über das glatte Gewehr unbedeutend; auch seien die Resultate der Schießplätze für das Gefecht nun und nimmer maßgebend.

Die Ansicht ist schon mehrfach, namentlich mit großer Schärfe jeweilen von Rüstow ausgesprochen worden. Mag nun diese Anekdote wahr oder erfunden sein, wir finden einen ähnlichen Gedanken im berühmten ersten Tagesbefehl von Genua, in welchem der Kaiser Napoleon seiner Armee zurief: „Die gezogenen Waffen sind nur so lange gefährlich, als ihr ihnen ferne bleibt.“

Die beiden Infanterien waren wie gesagt mit gezogenen Waffen bewaffnet; in Bezug auf innere

Güte war das österreichische Gewehr dem französischen überlegen. Von kleinerm Kaliber, hatte es eine ansehnlich größere Treffsicherheit, eine gespanntere Flugbahn und mindestens die gleiche Perkussionskraft, wie die französische Waffe, welche mit Ausnahme der Stifbüchse der Fußjägerbataillone und der Zuvaven nichts anderes war, als ein ungeändertes, mit brei flachen Zügen versehenes Infanteriegewehr, das nur für die Garde und die Elitenkompagnien mit einem beweglichen Absehen versehen war; die übrigen Truppen mußten sich mit dem festen Visir oder mit eigenhändlicher Anwendung des Daumens auf dem Laufe als Visir behelfen.

In dieser Hinsicht waren die Oesterreicher den Franzosen überlegen; aber mit der feinern Waffe hatte sich in der österreichischen Armee, wie überhaupt in den deutschen Armeen die Ansicht geltend gemacht, daß das gute und sichere Schießen die Ueberlegenheit auf dem Schlachtfelde sichere. Mit dieser Ansicht war auch das Streben vorherrschend, Positionen zu wählen, in welchen das sichere Schießen sich geltend machen könne. Man übersah, daß man im Kampfe des offensiven Vorgehens zum Siege nothwendig bedürfe und daß ein noch so sicheres Feuer höchstens den negativen Erfolg erringe, den Feind möglichst zu beschädigen, ihn von unserer Stellung abzuhalten, seinen Angriff abzuschlagen, nie und nimmermehr aber ihn entscheidend zu besiegen.

Dieser vorherrschenden Ansicht der österreichischen Infanterie setzt die französische ein festes entschlossenes Vorgehen entgegen; sie beschränkte sich nicht auf die Vertheidigung, selbst da, wo sie durch die allgemeine Lage auf eine solche angewiesen war, sondern suchte in einer kühnen Offensive den Zweck der Vertheidigung zu erreichen, so Forey bei Montebello, so Niel in der Schlacht von Solferino. Die österreichische Infanterie entwickelte sich methodisch zum Gefecht, voran die dünne Tirailleurslinie, der kleine Abtheilungen als Soutiens folgten, dann die Kolonnen der Bataillone etc. Die österreichischen Plänkler suchten sich im Terrain zu decken und ihr Feuer ruhig abzugeben. Die Franzosen formirten gleich von Anfang an mehrere Compagnien in blauen El-

raillleursschwärmen, die schnell feuerten, sich lebhaft bewegten, jetzt einen günstigen Terraintheil zum Athemholen, zum Ausruhen benützten, dann wieder rasch vorwärts stürmten, sich mit Geschrei und großer Kühnheit auf den Feind warfen und dadurch ihm imponirten — eine Kampfweise, die an sich nicht neu ist, die aber neu erschien, weil man sich in den deutschen Armeen mit deutscher Gründlichkeit in einer höchst kleinlichen Auffassung des Tirailleurdienstes und des Schützengefechtes abgequält hatte. Die Bulwer'sche Methode des leichten Dienstes hatte in den letzten 10 Jahren eine ganze Litteratur über den gleichen Dienst hervorgerufen, in der manchmal Dinge zu Tage gefördert worden sind, die wahrhaft haarsträubend lauten. Unsinn, wie z. B. folgenden, konnte man mehrfach lesen: es handelt sich um Signale zum Feuergefecht. Der kommandirende Offizier giebt durch Signale folgende Befehle: Musketiers A. B. C. 200 Schritt vorwärts, Standvisir, gestrichen Korn! Musketiers D. E. F. flankirendes Feuer, 350 Schritt, erste Klappe, volles Korn und dergleichen mehr. Diese Absurditäten haben sich nun in Italien bitter gerächt. Wir wollen wahrlich dem sichern und ruhigen Feuer seinen Werth nicht absprechen, nur darf es nicht Zweck, sondern nur Mittel sein. Man darf ob ihm nicht vergessen, daß die Entscheidung nur durch ein frisches festes Drauflosgehen herbeigeführt wird.

Die Franzosen sagen uns des Weiteren, das Bajonnet habe diese Kämpfe entschieden. Wenn wir ein Franzose wären, so würden wir dieses auch behaupten, wir würden es täglich unseren Soldaten sagen: Das Eisen auf dem Lauf — das ist der Wegweiser des französischen Soldaten zum Siege!

Da wir der „großen Nation“ nicht angehören und auch nicht die geringste Annexionsbegierde in uns verspüren, so wollen wir einmal ruhig untersuchen, wie viel Wahres an dieser Behauptung ist. Die französischen Journale erzählen uns namentlich Wunderdinge von den französisch-afrikanischen Bataillonen, namentlich den schwarzen Turcos, die wie Panther auf den Feind springen sollen. Der englische Punch hat eines Tages eine köstliche Illustration zu dieser lächerlichen Phrase geliefert; wir sehen darin die Turcos in allen nur denkbaren Stellungen laden, schießen, bajonnetiren u.

Wir haben früher schon gesagt, wie sich die Zahl der Stichwunden zu der der Schußwunden in der Campagne verhalten habe, und haben beigelegt, daß wir allerdings überzeugt seien, daß einzelne blutige und hartnäckige Bajonnetkämpfe in Lokaltäten wie in den Häusergruppen am Naviglio bei Magenta oder bei Melegnano u. vorgekommen seien; wir wiederholen aber ferner, daß im freien Felde der Kampf mit dem Bajonnet so selten oder überhaupt so wenig vorgekommen ist, wie in irgend einem andern großen Kriege, sondern daß das, was gewöhnlich Bajonnetkampf genannt wird, eben nichts anders ist, als ein entschlossenes Vorgehen der einen Partei, welchem Impuls die andere weicht. Die Franzosen sind, geführt von energischen Offizieren, entschlossen vorgegangen; die österreichische Infanterie, da sie ihr Feuer

nicht so wirksam sah, als man ihr glauben gemacht, wich dem gewaltigen Impuls. Wo sie einmal entschlossen zum Angriff vorgeführt wird, so sehen wir ähnliche Erscheinungen bei den Franzosen, wie z. B. beim Angriff der österreichischen Brigade Lebzeltern gegen Ponto Nuovo di Magenta am 4. Juni.

Wir können daher wohl sagen, weniger das französische Bajonnet, als das entschlossene Drauf- und Drangehen der französischen Infanterie hat in den meisten Gefechten den Sieg oder die Entscheidung herbeigeführt.

Wollen wir das Geheimniß der französischen Taktik recht ergründen, so müssen wir daher wissen, welche Elemente dazu mitgewirkt haben, einen solchen Impuls bei den französischen Truppen herbeizuführen. Es wird diese Untersuchung fruchtbringender sein, als das Grübeln über das französische Haubajonnet, dem man die ganze Entscheidung in den verschiedenen Gefechten zuweist, wobei nur die Kleinigkeit vergessen wird, daß drei Vierteltheile der Infanterie der französischen Armee in Italien gar nicht damit bewaffnet waren.

So hatte das Niel'sche Corps, das sich doch bei Guibizzolo (Solferino) gewiß nicht schlecht geschlagen hat, auf 36 Infanteriebataillone nur 3 Jägerbataillone, also $\frac{1}{12}$ seiner Gesamtstärke mit dem Haubajonnet bewaffnet. Es ist gewiß nicht denkbar, daß dieser $\frac{1}{12}$ den entscheidenden Einfluß auf das lange Gefecht ausgeübt habe, das das vierte Corps so glorreich durchgefochten. Das Haubajonnet ist jedenfalls eine treffliche Waffe, aber es ist geradezu lächerlich, wenn man darin ein allein seligmachendes Geheimmittel erblicken will.

Sagen wir es rund heraus: die Elemente des französischen Sturmbranges sind die großen soldatischen Eigenschaften, die der französische Soldat unzweifelhaft besitzt und die eine Folge der individuellen Ausbildung sowohl, als der vielfachen Kriegserfahrungen der letzten Jahre sind; dann das zahlreiche Offizierskorps, mit dem die taktischen Einheiten versehen sind, die Offiziere, in denen der verzehrendste Ehrgeiz lodert, die drängende Sucht nach Auszeichnung, wirkliche tolle Kampflust, sie sind es, die den französischen Soldaten stets mit dem Beispiel der kühnsten Todesverachtung vorangehen und nicht allein hierin, sondern auch in der sorglosesten und freudigsten Ertragung der Strapazen aller Art — endlich die energische Führung von oben herab. Die Canroberts sind in der französischen Armee glücklicherweise seltener, als die Mac-Mahons und Nels.

Zu diesen Elementen gesellte sich in Italien allerdings ein weiteres, das nicht überall im gleichen Maße vorhanden sein dürfte: die stete Sorge für reichliche Verpflegung, welche noch durch die Theilnahme der italienischen Bevölkerung erleichtert worden sein mag. Bei den Oestreichern stößt die Verpflegung in Folge von Unfähigkeit und Verrath; dazu kommt die feindliche Gesinnung der Bevölkerung, die Abneigung derselben gegen die Oestreicher, welche jedenfalls auch erschwerend auf manches mitgewirkt hat. Thatsache ist es, daß ein wohlgenährter Soldat

sich besser schlägt, als ein durch Hunger und Anstrengungen aller Art erschöpfter. Bei Solferino hatten die Franzosen abgetödtet, ehe sie ins Gefecht gingen; die Oestreicher waren damit noch nicht fertig und mußten nüchtern in den Kampf.

Vergleichen wir nun das Gesagte mit unseren Verhältnissen und ziehen wir wiederum die Nutzenanwendung daraus!

Auch bei uns herrscht noch der Glaube an die Allmacht des sichern Feuers und giebt es noch genug Offiziere, die in einer möglichsten technischen Vervollkommenung der Handfeuerwaffen einen äußerst wichtigen Faktor für den Kampf sehen. Wir theilen diese Ansicht, wie wir es seit neun Jahren stets offen gesagt, durchaus nicht; wir geben zu, daß es wünschenswerth ist, eine Anzahl Elitentruppen mit einer feinern und vorzüglichen Waffe bewaffnet zu haben, allein wir halten es nicht für gut und nicht für zweckmäßig, die ganze Infanterie mit einer solchen Waffe zu bewaffnen und damit den Glauben in ihr zu pflanzen, ihr ganzes Heil liege in der technischen Vervollkommenung ihrer Schießwaffe, damit werde sie siegen, alles andere sei überflüssig. Wohin solche Theorien führen können, haben wir in Italien gesehen.

Wir nennen uns mit einer gewissen Vorliebe „das erste Schützenvolk von Europa.“ Das ist eine Phrase, verehrte Herren, und nicht mehr und nicht weniger! Wir geben zu, daß unser Volk viele Anlagen zum guten Schießen hat; diese Anlagen sind aber seit Jahren vernachlässigt worden, dank dem heillosen Zopf unserer Standeschützenvereine, die eine Opposition ohne gleichen dem Feldschützenwesen entgegensetzen. Die Schützenfeste sind Geldspekulationen geworden mit Gelegenheit zu schönen Reden, in denen die feigsten Staatsmänner am lautesten mit ihrer Courage renommirten. Das Volk konnte nicht mehr Theil daran nehmen; wie viele Milizmänner sind an einem eidgenössischen Schützenfeste in dem Stande? die sind gewiß zu zählen. Warum wohl? Weil ihnen die Lust zum Schießen fehlt? Gewiß nicht, aber weil sie das Geld nicht haben, eine kostbare und fürs Feld unbrauchbare Waffe sich anzuschaffen, weil sie das Geld nicht haben, um die theuren Schießmarken zu lösen, weil ihnen die Gelegenheit versagt ist, auf einer ihrer Waffe entsprechenden Scheibe zu schießen! Deshalb fehlt das bewaffnete Volk, die Armee, wenn ihr den Namen lieber wollt, bei den prunkenden Schützenfesten! Da muß eine Reform der weitesten Natur durchgreifen, wenn etwas Ersprießliches für die Wehrkraft dabei herauskommen soll. Bereits organisiren sich Schießvereine in der Infanterie. Diese zu unterstützen, von Bund und Kantonen aus, dürfte ersprießlicher sein, als tausende von Franken an Gaben zu dem Schwindel der eidgen. Schützenfeste zu verabsolgen. Erst wenn in jeder Dorfgemeinde eine Scheibe aufgestellt ist, wenn es an jedem schönen Sonntagnachmittag frühlich knallt von Höhe und Thal, wenn die Schützenfeste wieder zur militärischen Einfachheit, zum ächten Wehrmannsfeste sich herausgeschwungen haben, erst dann haben wir das Recht, den oben genannten stolzen Titel, den

wir heute nach bester Ueberzeugung noch als eine Phrase bezeichnen müssen, unserm Nationalnamen beizufügen. Wir wollen hoffen, daß es dazu komme, wir notiren hier nur eins, daß das eidgen. Militärdepartement den Herren Inspektoren der Infanterie bereits im letzten Januar die bestimmte Weisung ertheilt hat, auf die Bildung von Schießvereinen unter den Wehrmännern ihrer Inspektionskreise hinzuwirken.

Wenn wir nun aber einsehen, daß es noch Manches bedarf, um als erstes Schützenvolk dazustehen, ist es denn gerechtfertigt, die bisherige Bewaffnung, die wenigstens den Vortheil hatte, daß sie in Reich und Glied auch von einem Ungeübten gehandhabt werden konnte, die solid genug war, um die rauen Wandlungen eines Feldzuges zu ertragen, so herabzusetzen, wie es bisweilen geschieht? Ist es klug — fragen wir weiter — eine Maßregel, die das bisherige Gewehr unbedingt in seiner Trefffähigkeit erhöhte, also eine Waffe, die den Beweis ihrer praktischen Brauchbarkeit schon längst geleistet hat, in ihrem Werthe vermehrt, um einige schlechte Wiße anzubringen, herabzusetzen, das Vertrauen der Wehrmänner in dieselbe zu schwächen? Wir fragen: ist dieß verantwortlich, weil einige günstige Resultate mit dem an sich vortrefflichen Jägergewehr erlangt worden sind? Wir antworten auf alle diese Fragen mit einem entschiedenen Nein!

Wir verwerfen unbedingt die Ansicht, daß alles nur vom guten Schießen im Kriege abhängt und verwerfen ferner alles Streben, diese Ansicht öffentlich geltend zu machen. Wir sagen heute noch, was wir seit Jahren gesagt: Recht ist es, wenn einzelne Elitenkompagnien mit äußerst vervollkommenen und feinen Schießwaffen versehen sind; der Masse der Infanterie aber gebt ein einfaches, gutes, solides Gewehr, das bis auf 300—400 Schritt einen sichern Schuß auf ein nicht allzukleines Ziel giebt und dessen Geschos bis auf 800—1000 Schritt noch verderblich wirkt. So lange ihr nichts besseres findet, so bewaffnet die Infanterie mit dem umgeänderten Infanteriegewehr, das allen diesen Anforderungen entspricht!

In der Eile wird keine neue Bewaffnung geschaffen; wir können keine neuen gezogenen Gewehre aus dem Boden stampfen; das kostet Zeit und Geld. Selbst wenn wir das letztere in demjenigen Maße hätten, wie wir es bedürften, so fragte es sich noch, ob das einzige Land, das im Ganzen genommen unser guter Freund war, ist und bleiben wird, England, uns gegen Geld, gute Worte und politische Verpflichtungen seine reichen Maschinenkräfte und, was noch mehr werth wäre, seine Waffenvorräthe zur Verfügung stellte!

Wenn nun aber es uns unmöglich ist, momentan andere Waffen zu beschaffen, wenn wir grundsätzlich den übertriebenen Werth, der der Feuerwirkung der Infanterie beigelegt wird, nicht anerkennen, so muß unser Streben unbedingt dahin gehen, mit den vorhandenen Waffen das Mögliche zu leisten und zwar sowohl in Handhabung derselben, als in ihrer raschen Ergänzung.

In Bezug auf die Handhabung müssen wir die

Ueberzeugung in unserer Infanterie geltend machen, daß nicht ein ängstliches Zielen und Schießen, wohl aber ein frisches Drauf- und Drangehen ein entscheidender Faktor im Gefechte sei; die Offiziere vor allem müssen die Träger dieser Ueberzeugung und damit des moralischen Elementes überhaupt sein. Wir, Offiziere der schweizerischen Volksarmee, müssen entschlossen sein, die Ehre, die Epauletten in denselben zu tragen, mit der rücksichtslosesten Hingebung zu bezahlen — dann kommt es gut!

Was die Beschaffung der Waffen anbetrifft, so beweist das neuerdings mitgetheilte Circular des Bundesrathes, daß er ernstlich bemüht sei, die Umänderung der Kollgewehre möglichst zu beschleunigen; diese Operation dürfte, täuschen nicht alle Annahmen, in diesem Jahre noch vollendet sein! Dann Sorge man mit gleicher Energie für Ergänzungsvorräthe, für die Bewaffnung der Landwehr, des Landsturms u. Man lasse sich in dieser Beziehung nicht von dem Morgensternschwindel irre machen. Das Sprüchwort sagt: ein Spaz in der Hand gilt mehr als eine Taube auf dem Dach! Wir sagen: ein Kollgewehr mehr in der Hand unseres Landsturmes ist mehr werth, als alle Morgensternphantasien in den Köpfen unserer Dichter! (Fortf. folgt.)

Das militär-politische Interesse Deutschlands bei der Savoyer Frage und der Neutralität der Schweiz.

Die Darmstädter Allg. Militär-Ztg. enthält folgende beachtenswerthe Betrachtungen:

Die savoyische Frage geht unabwendbar ihren Gang. Das männliche Auftreten der Schweiz, das leisere oder lautere diplomatische Abmahnen der Mächte scheint der Revisionspolitik an der Seine höchstens ein augenblickliches scheinbares Stillstehen, einen kleinen Umweg abgewinnen zu können, nur, damit sie dann ihre Beute desto sicherer erreiche. Jeder hat das Gefühl, daß die Entscheidung naht wie ein Verhängniß, und daß sie sich erfüllen wird, obgleich wir mit jehenden Augen davor stehen. Ist es unter solchen Umständen noch der Mühe werth, in besonderer Betrachtung den Fall zu erörtern und aufzuklären? Wir begreifen, wie man diese Frage aufwerfen kann, doch sind wir anderer Meinung. Von der Uebung unserer Pflicht kann uns kein Zweifel am Erfolg entbinden, und was auch für den Augenblick fruchtlos bleibt, kann ein Keim für die Zukunft sein. Wir gestehen lieber, daß wir schon zu lange versäumt haben, die wichtigste militär-politische Tagesfrage in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen, als daß wir uns der Verpflichtung mit Ausflüchten, wie sie nur eine unmännliche Muthlosigkeit erlaubt, entziehen wollen. Für heute haben wir es zunächst mit den allgemeinen Umrissen der Frage zu thun; später hoffen wir von kundiger Hand eine Arbeit zu bringen, die näher auf die besonderen militärischen Veränderungen eingeht, welche sich an die Einverleibung Nordsavoyens in Frankreich anknüpfen werden.

Wenn irgend eine Schöpfung der Verträge von 1815 sich heute noch als eine weise bewährt, so ist es die Wiedererrichtung der Schweiz als eines neutralen Staatenbundes, dort, wo sich Deutschland, Frankreich und Italien berühren, und die Alpen, gleich einer mächtigen natürlichen Scheidewand, zwischen den drei Nationen sich lagern. Neben der geschichtlichen Ueberlieferung war dabei derselbe politische Gedanke maßgebend, wie bei der Herstellung des niederländischen Staates. In 23 Jahren welter-schütternder Kämpfe und bitterer Demüthigungen hatte man erfahren, was Frankreich, wenn es einmal von seinem periodischen Taumel des Ehrgeizes und der Eroberungslust ergriffen ist, dem Welttheil bieten kann. Ein einheitliches Deutschland konnte und wollte man nicht als Damm dagegen aufrichten; man weiß, an welchen Einflüssen alle Versuche, ein kräftigeres Band der Einigung um die deutschen Staaten zu schlingen, scheiterten. Da erschien es doppelt angemessen, die beiden Flanken des schönen, immer streitigen Rheingebietes durch zwei Staatenbildungen zu sichern, welche, unter den Schutz von Europa gestellt, jeder Lust erobernden Vordrängens beengende Fesseln anlegen mußten. Politisch glücklich und gerecht erwies sich die Sache auch darin, daß die Niederlande aus den zwei, die Schweiz aus den drei Nationen zusammengesetzt wurden, die sich hier berühren. Dieser Gedanke bewährte sich so sehr, daß er auch durch die Ablösung Belgiens von Holland, durch die Umwandlung der Schweiz aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat nicht nur nicht gefährdet, sondern sogar befestigt wurde. Die europäische Diplomatie glaubte damals die beiden neutralen Bollwerke in die Arme des revolutionären Frankreichs getrieben; statt dessen haben sich die Dinge so entwickelt, daß bei dem ersten, schwach verhüllten Hervorbrechen des französischen Herrschsuchts- und Eroberungsgeistes gerade hier ein eifersüchtiger und wachsammer Widerstand sich bereitet. Was in der Natur der Verhältnisse gegeben ist, liegt jetzt klar vor Augen: diese Staaten und Deutschland sind als natürliche Bundesgenossen auf einander angewiesen.

Die Politik des dritten Napoleon setzt nicht erst seit heute die Hebel an, um die eine dieser Stützen für die große Vertheidigung der Rheinlinie in ein Ausfallthor für seinen Angriff zu verwandeln. Der Nefse hat nicht die gleiche Gunst der militär-politischen Situation, welche der Rhein vorfand, nicht sein weit überlegenes Feldherrngenie; dafür ist er gemäßigter, kälter, besonnener, — aber er weicht vor keiner Folgerung zurück, welche die verhängnißvolle Verbindung zwischen den Napoleonischen Ueberlieferungen und dem Taumelgeist der französischen Ehrbegierde und Herrschsucht fordert. Man weiß, wie schon in den dreißiger Jahren der jetzige Kaiser in Flugschriften und Journalen dafür stritt, daß Neuenburg, Waadt, Genf, und das westliche Wallis, kurz daß die französisch redende Schweiz zu Frankreich kommen müsse; man kennt jene Worte von der Pairskammer, vom „Princip, von der Nation, von der Niederlage“, die er vertrete. Wie die Franzosen mit in diese Bahn gerissen werden und mit darin